

Essen diesseits des Diskurses Seinsbezug vs. Ontophobie

Hartmann Römer

Physikalisches Institut der Universität Freiburg
Hermann-Herder-Str. 3, 79104 Freiburg

1. Leben, LebensMittel und Schöpfertum

Das Leben kennt keinen Stillstand. Nicht Substanz, sondern Form, erhält es sich durch Erneuerung im Austausch mit der Welt, die es umgibt und von der es zugleich ein Teil ist. Es entnimmt ihr die „LebensMittel“, die es braucht, gibt aber auch zurück und schafft sich durch „Einnistung“ die Bedingungen für sein Weiterbestehen. Es „pflanzt sich fort“, und in der Weitergabe des Lebens entsteht von Generation zu Generation etwas Neues. „Fortleben“ ist immer ein Fort-Leben, ein Verlassen von Altem und Aufbruch zu Neuem.

Menschliches Leben verwirklicht sich, was seine geistige Seite betrifft, ganz wesentlich in seinen kulturellen Hervorbringungen, und besonders vielfach und greifbar in der Kunst, speziell in der Literatur, um die es uns hier geht. Literatur als LebensMittel ist zugleich Ausdruck und Hilfsmittel des Lebens. Es trifft sich gut, dass „Lebensmittel“ zugleich, ja zunächst die Bedeutung von „Nahrung“ hat, denn nirgendwo zeigt sich der Austausch des Lebens mit der umgebenden und einbettenden Welt so sinnfällig, wie in der Aufnahme von Nahrung, vom einfachen Essen und Trinken bis zu den vergeistigtesten Formen der Eucharistie. Nahrungsaufnahme ist immer auch Kommunion mit der Welt, und wenn sie selbst Gegenstand der Literatur wird, dann kann es geschehen, dass im Rückbezug des Lebens auf seine Grundlagen ihre tiefe symbolische Bedeutung aufscheint.

Literatur als Kunst und als Ausdruck geistigen Lebens nimmt eine Vorreiterrolle ein, man könnte von einer „Quellgrundfunktion“ der Literatur reden. In ihr tritt Neues oder Verborgenes zu Tage. Bisher Unsichtbares, ja Undenkbares wird hier zuerst sichtbar, denkbar und lebbar, lange bevor es in den Bereich des Gewohnten, Gewöhnlichen und Selbstverständlichen eintritt. Im Bild des Quellgrundes ist auch die Schwierigkeit seiner Lokalisierung enthalten. Wohl sieht man in einiger Entfernung von der Quelle das strömende Wasser, aber wo genau das Wasser zu Tage tritt, bleibt oft verborgen, und ein ganz leichtes Wallen an der Oberfläche kann ebenso gut Täuschung wie Hinweis sein.

Die Frage nach der Lage der Quelle, also nach dem Ursprung des Neuen als Ergebnis einer schöpferischen Leistung,¹ ist immer wieder gestellt und verschieden beantwortet worden. Es lässt sich eine Tendenz beobachten, im historischen Verlauf des Nachdenkens über Schöpfertum die Quelle immer mehr von außen nach innen zu verlegen.

Dichter und Propheten fühlten sich bis in die Neuzeit hinein von einer höheren, meist göttlich gedachten Instanz derart angerufen, dass sie sich, zugleich bescheiden und stolz, als Bote, Werkzeug oder Griffel empfanden. Homers Anruf der Muse zu Beginn seiner beiden Epen, oder Mohammed als Sprachrohr Gabriels sind unmissverständlich, und auch Dante schreibt in der Gewissheit äußerer Inspiration.

¹ Wir verweisen hier auf eine ausführlichere Darstellung in: Römer, H. und Jacoby, G.E.: *Schöpfer, Schöpfung, Schöpfertum*, August 2011, Aufsatz zur Veröffentlichung vorgesehen. Der Text ist, wie die anderen im folgenden genannten Arbeiten des Autors zugänglich unter seiner Internetseite: <http://omnibus.uni-freiburg.de/~hr357>

Eine zwischen Innen und Außen vermittelnde Position begegnet uns in der Zueignung von Goethes Faust: „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,...versuch' ich wohl, euch diesmal festzuhalten?“ Dem Dichter wird hier nicht nur eine Empfänger-, sondern eine Geburtshelferrolle zugeschrieben, indem er Ungestaltetem zu Werden und Gestalt verhilft. Rilke sieht sich in seinen Sonetten an (nicht von!) Orpheus gern im Dialog mit dem Ursänger Orpheus, der, von Mänaden zerrissen, nun so über die Erde verteilt ist, dass sie durch einen „Mund der Natur“ zu singen vermag².

Seit der Renaissance und vollends im Geniekult des Sturm und Drang und der Romantik wird das Schöpferische mehr und mehr in der Einbildungskraft des genialen Individuums verortet. Zugespitzt erscheint diese Position in modernen konstruktivistischen Theorien und überwiegend auch im neueren Strukturalismus und Poststrukturalismus, hier allerdings mit einer eigentümlichen Wendung, auf die noch einzugehen sein wird.

Es erscheint einseitig und wenig plausibel, etwa im Sinne eines überspitzten Konstruktivismus, den Ursprung des Schöpferischen allein ins schöpferische Individuum zu verlegen und jedes Finden als Erfinden zu deuten:

- Gerade das ureigene tiefste Innere, aus dem sich die Kreativität des schöpferischen Individuums speist, ist seinem Zugriff am meisten entzogen und unverfügbar.
- Mathematische Strukturen, Sätze und Gesetze sind wohl nicht nur freie Erfindungen des menschlichen Geistes, geschweige denn des schöpferischen Mathematikers. Sie werden, wohl zu Recht, gerade von führenden Mathematikern als irgendwie schon immer zum Bestand der Welt gehörige Entdeckungen und nicht einfach als Erfindungen erlebt.
- Es gibt zweifellos überindividuelles, kollektives Schöpfungstum.
- Das fertige Werk entwickelt nicht selten gegenüber seinem Schöpfer ein hohes Maß an Unabhängigkeit und führt ein autonomes, unberechenbares, manchmal geradezu koboldhaftes Eigenleben.
- Das kann so weit gehen, dass der Schöpfer hinter seinem Werk zu verschwinden scheint, es seien hier nur Shakespeare, Pessoa, R. Walser und B. Traven genannt.

Man wird dem Phänomen des Schöpferischen offenbar nur dadurch gerecht, dass man es in einem umfassenden Ganzen verordnet, von dem das bewusste schöpferische Individuum ein Teil ist. Dieses Umgreifende wird unterschiedlich weit aufgefasst: Als Unterbewusstes des schöpferischen Individuums, das mit Sicherheit einzubeziehen ist, als schöpferisches Kollektiv Gleichgesinnter, als Milieu-, Schicksals-, oder Sprachgemeinschaften, als Nationen, als die ganze Gesellschaft oder eine ihrer Schichten. Man handelt wohl umsichtig, wenn man bereit ist, bei der Suche nach den Wurzeln des Schöpferischen tief genug zu graben und verborgene, schwer fassbare Tiefenströmungen nicht nur des Einzelnen, nicht nur der menschlichen Gemeinschaft, sondern vielleicht sogar des Weltganzen in Betracht zu ziehen. Man könnte, der Terminologie C.G. Jungs folgend, auch ohne sich in allen Teilen seinen Ansichten anzuschließen, die Elemente des soeben genannten Umfassenden als *Archetypen* bezeichnen. Dies sind nach C.G. Jung tief unter dem persönlichen Bewusstsein liegende, im kollektiven Unterbewusstsein verwurzelte eigentümlich ambivalente gefühlsgesättigte Bilder, die besonders in Träumen, Märchen und Mythen emporsteigen. Unter dem Einfluss der Zusammenarbeit mit Wolfgang Pauli³ hat der Begriff des Archetyps eine weitere, über den

² Rilke, R.M.: *Sonette an Orpheus* 1, XXVI

³ Jung, C.G., Pauli, W.: *Natureerklärung und Psyche*, Rascher Verlag Zürich 1952. Dazu auch Römer, H.: *Wolfgang Pauli als philosophischer Denker: Kausalordnung, Sinnordnung, Komplementarität*, in: *Philosophisches Jahrbuch*, 109, 2002, S. 354-364.

Weiteres zum Pauli-Jung Dialog: Atmanspacher, H., Primas, H. & Wertenschlag-Birkhäuser, E. (Hrsg): *Der Pauli-Jung-Dialog und seine Bedeutung für die moderne Wissenschaft*. Berlin 1995, sowie Atmanspacher, H., Primas, H. (Hrsg): *Recasting Reality: Wolfgang Pauli's Philosophical Ideas and Contemporary Science*, Springer Verlag 2008, ISBN 978-3-540

Bereich des Psychischen hinausgehende Vertiefung erfahren. Es handelt sich nun um abstrakte Formen, „Anordner“ im Weltganzen, die neutral bezüglich der Unterscheidung zwischen Materie und Geist sind und sich sowohl materiell als auch geistig manifestieren oder, wie Jung und Pauli sagen, konstellieren können. Beispiele wären die Archetypen von Innen und Außen, Oben und Unten, des Selbst, der Anima und des Animus, des alten Mannes oder -wichtig für uns- des Einverleibens und der Nahrungsaufnahme. Die Ambivalenz der Archetypen zeigt sich etwa in der Doppelbedeutung von lateinisch „altus“ als „hoch und „tief“ oder „sacer“ als „heilig“ und „verflucht“.

Man sollte sich den schöpferischen Vorgang in diesem Sinne als archetypisch geleitet vorstellen.

Die Begegnung mit Archetypischem wird gewöhnlich als bestürzender Einbruch einer tief berührenden Wahrheit von nicht nur allegorischer oder metaphorischer sondern kaum in seine Bestandteile auflösbarer symbolischer Bedeutung erlebt. Die Faszination durch gelungene Literatur speist sich wohl aus dieser Quelle, und die genannte Quellgrundfunktion der Literatur ist hier angesprochen. Mir selbst ist vor einiger Zeit ein möglicherweise archetypisch bewegendes Erlebnis zugestoßen, als uns Yvette Sánchez ⁴ den Fimbrientrichter, ein Organ, das die menschliche Eizelle mit zarten Polypenarmen empfängt und in den Eileiter überführt, als Symbol des „geleiteten Übergangs“ vor Augen stellte. Der Archetypus des geleiteten Übergangs in unstabilen und gefährdeten Lagen, konstellierte sich vielfältig, etwa in Pädagogik, Initiationsriten oder der Gestalt der Beatrice in Dantes Göttlicher Komödie.

2. Ein Quantenmodell des Schöpferischen

Als Physiker fällt mir die große Ähnlichkeit eines schöpferischen Prozesses mit einem quantenphysikalischen Messprozess auf. An anderer Stelle habe ich argumentiert, dass derartige Nähe zur Quantentheorie mehr als nur eine vage Analogie darstellt, sondern auf einer teilweisen strukturellen Identität beruht. Genauer wurde unter dem Namen „*Verallgemeinerte Quantentheorie*“ oder „*Schwache Quantentheorie*“ in formal wohldefinierter Weise ein struktureller Kern der physikalischen Quantentheorie isoliert und seine Anwendbarkeit weit über den Bereich der Physik hinaus an vielen Beispielen demonstriert ⁵. Ohne dass wir hier im Einzelnen eine Beschreibung der Verallgemeinerten Quantentheorie geben können, weisen wir hier auf einige ihrer strukturellen Grundzüge hin, in denen sich die Verwandtschaft von Messprozess und schöpferischem Akt zeigt.

-Grundlegend für die (verallgemeinerte) Quantentheorie ist die Trennung von Beobachter und gemessenem Objekt, der in unserem Fall die Unterscheidung zwischen bewusstem schöpferischem Individuum und dem Bereich der es umgreifenden Welt entspricht, dem die schöpferische Leistung entspringen soll. In der Quantenphysik ist diese Unterscheidung als „*Heisenbergschnitt*“ bekannt. Er ist verschieblich aber nie aufhebbar. In der Verallgemeinerten Quantentheorie bevorzugen wir die Bezeichnung „*Epistemischer Schnitt*“. Seine Unaufhebbarkeit entspricht dem menschlichen Grundexistenzial des „*Gegenüber*“ oder der „*Egozentrizität*“. Jede Erkenntnis in einer uns Menschen zugänglichen Form ist Erkenntnis von jemandem über etwas und setzt den Epistemischen Schnitt von Anfang an voraus. Mit der Anerkennung dieses Schnittes wird zugleich dem „*phänomenalen Charakter der Welt*“ Rechnung getragen: Welt ist uns nie direkt gegeben, sondern nur wie und in wiefern sie auf unserer inneren Bühne erscheint.

⁴ Sánchez, Y.: Beitrag zur Tagung *LifeLive*, Romainmôtier 2010

⁵ Atmanspacher, H., Römer, H., Walach H.: *Weak Quantum Theory: Complementarity and Entanglement in Physics and Beyond*, Foundations of Physics **32**, (2002), 379-406;

Für neuere Entwicklungen und Anwendungen siehe Filk, Th., Römer, H.: *Generalized quantum theory: Overview and latest developments*. Axiomathes, 21,2:211--220; DOI 10.1007/s10516--010--9136--6, 2011.

-Der Beobachter stellt Fragen an das System, das er untersucht. Diese Fragestellungen, die (mehr oder weniger) sinnvoll erkundbaren Zügen des untersuchten Systems entsprechen, heißen in der (verallgemeinerten) Quantentheorie *Observablen*. Im schöpferischen Prozess entspricht einer Observablen ein Gestaltungsproblem oder ein kreatives Anliegen. Die Observablen gehören weder ganz in den Bereich des Beobachters/Schöpfers noch in den Bereich des beobachteten Systems/des relevanten Teils der umgreifenden Welt, sondern sie sitzen gewissermaßen rittlings auf dem epistemischen Schnitt

-In einer Messung wird die Untersuchung, die einer Observablen entspricht, wirklich durchgeführt und führt zu einem Ergebnis, das faktische Gültigkeit beansprucht. Mit dem Auftreten eines Messergebnisses findet ein Übergang von Potentialität zu Faktizität statt. Hier spiegelt sich ein weiteres menschliches Grundexistenzial wieder, nämlich das der *Faktizität*: Mehr als in einer Welt von Möglichkeiten leben in einer Welt faktischer Gegebenheiten. Das Ergebnis eines Messprozesses ist vor der Messung im Allgemeinen unbestimmt und als resultierendes Faktum vom Experimentator nicht beeinflussbar. Freiheit hat der Beobachter nur in der Wahl der Observablen. Es springt ins Auge, wie sich dies auch auf den schöpferischen Akt bezieht, wie insbesondere die Freiheit in der Wahl des Themas, der Übergang von Potentialität in Faktizität und die letztliche Unverfügbarkeit des Ergebnisses auch für den schöpferischen Akt gelten. Wie das Ergebnis eines Messprozesses so hat auch das Resultat eines schöpferischen Prozesses seinen Ursprung weder essentialistisch ganz außen noch konstruktivistisch ganz innen, sondern in eigenartig-subtiler Weise auf beiden Seiten des Epistemischen Schnittes.

Wir können im Aufweis der Quantenartigkeit des schöpferischen Prozesses noch einen Schritt weiter gehen, indem wir in ihm typisch quantentheoretische Figuren wie *Komplementarität* und *Verschränkung* am Werk sehen.

Komplementarität tritt immer dann auf, wenn es bei Messungen von Observablen bzw. bei kreativen Akten auf deren Reihenfolge ankommt. Nur das jeweils letzte Ergebnis hat dann faktische Bedeutung, und es ist im Allgemeinen unmöglich, komplementären Observablen zugleich sichere Werte zuzuschreiben. Es dürfte klar sein, dass dies im Bereich des menschlichen Geistes, zumal aus der Innenperspektive, und seiner Hervorbringungen in paradigmatischer Weise der Fall sein wird. Ein vorangegangener Schöpfungsakt kann nachfolgende erleichtern, hemmen oder verunmöglichen.

Verschränkung⁶ ist Ausdruck des *holistischen Charakters* von Quantensystemen. Der Zustand eines zusammengesetzten Quantensystems determiniert im Allgemeinen nicht die Zustände seiner Teilsysteme, sondern lässt ihnen bis zu ihrer Messung die Freiheit der Unbestimmtheit. Das Ganze des zusammengesetzten Systems äußert sich in sog. *Verschränkungskorrelationen* zwischen den Teilsystemen, eigentümlichen, nicht kausal vermittelten Zusammenhängen zwischen den registrierten Messwerten an Teilen des Gesamtsystems. Es bietet sich beispielsweise an, das schöpferische Individuum zusammen mit dem relevanten Teil seiner es umgreifenden Umgebung als ein hoch komplexes zusammengesetztes Quantensystem aufzufassen. Beziehungen, Passungen und Sinnverweise zwischen Befunden an seinen Teilen müssen dann nicht unbedingt durch „Einflüsse“ kausal erklärt werden, sondern lassen sich unter Heranziehung der quantentheoretischen Begrifflichkeit als Verschränkungskorrelationen beschreiben. Wir erwarten, dass sich die quantentheoretisch inspirierte Herangehensweise an den schöpferischen Prozess als fruchtbar erweist und in vielfacher Hinsicht den Befunden entspricht:

Wie schon erwähnt, wird die Quantentheorie von vornherein dem phänomenalen Charakter unserer Welt gerecht⁷, die durch die bereits genannten Grundexistenziale der Egozentrität

⁶ Römer, H.: *Verschränkung*, Jan 2008 in : *Post-Physikalismus*, Knaup, M., Müller, T., Spät, P. (Hrsg.), Verlag Karl Alber, Freiburg / München 2011, ISBN 978-495-48464-7

⁷ Römer, H.: *Why Do We See a Classical World?*, Helsinki Nov. 2010, <http://arxiv.org/abs/1112.6271>, im Erscheinen

und Faktizität gekennzeichnet ist. Als weiteres bestimmendes Existenzial kommt die *Temporalität*⁸ unserer Daseinsweise hinzu: Die Welt ist uns nicht in der Simultaneität eines Panoramas gegeben, sondern im zeitlichen Nacheinander in der Art eines Films. Die Quantentheorie entwirft zunächst ein ganz anderes Bild der Welt: Holismus anstelle von Egozentrizität, Potentialität statt Faktizität und, wie sich zeigen lässt, primäre Zeitlosigkeit anstelle von Temporalität. Eine subtile Auflösung der Spannung zwischen dem quantentheoretischen Weltentwurf und unserer kategorial-existenziell vorgegebenen „klassischen“ Weltsicht wird gerade durch den quantentheoretischen Messprozess geleistet, in dem gezeigt wird, wie sich Welt in unseren kategorialen Rahmen fügt.

Auf den schöpferischen Prozess angewandt, lässt das folgende kühne Szenarium entwerfen: Im Schöpfungsakt werden archetypische Formen einer kristallinen, zeitlosen Welt von Potentialitäten durch ihre Spiegelung in den menschlichen Existenzformen zu zeitlichen Geschehnissen gebrochen, die damit faktischen Charakter annehmen. Damit öffnet sich zugleich der epistemische Schnitt zwischen dem Schöpfer und seinem Gegenüber. Der Schöpfungsvorgang ist weder allein innen im schöpferischen Individuum noch außen in einer vorgegeben gedachten Umgebung angesiedelt, sondern ein ganzheitliches Geschehen in einem beide umfassenden System, das man in philosophischer Sprache als „*Welten der Welt*“ bezeichnen könnte. Man könnte es auch einfach „Leben“ nennen.

Es bleibt nicht verborgen, wie sehr sich die Quantentheorie im Allgemeinen und speziell unser Quantenmodell des Schöpferischen auf ontologische Szenarien einlässt. Zunächst wird eine Quantenwelt des Holismus, der Potentialität und der Zeitlosigkeit entworfen. Unsere Daseinsweise als bewusste und erkennende Individuen legt eine ganz andere Weltsicht nahe, die durch die Grundexistenziale der Egozentrizität, der Faktizität und der Temporalität bestimmt ist, und angesichts des phänomenalen Charakters unserer Welt geradezu apriorische Gültigkeit zu fordern scheint. Die Theorie des Messprozesses leistet, wie gesagt, den Ausgleich zwischen zwei scheinbar unverträglichen ontologischen Entwürfen, deutet dabei aber eine Priorität der Quantenontologie an. Unser Bedürfnis, primär Phänomenales zu ontologisieren, ist wiederum durch unsere kategoriale Ausstattung, besonders durch die Existenziale der Faktizität und Temporalität gegeben. Wie leben in einem Gewebe von Fakten und als faktisch d.h. als wahr anerkannten Erzählungen. Jedes Messergebnis und jeder schöpferische Akt ist der Einbruch eines Faktums in unsere Lebenswelt, und gerade in derartigen Wahrheitserlebnissen liegt auch das Faszinosum gelungener Kunstschöpfungen.

3. Ontophobie und Weltbezug

Im Gegensatz dazu ist in der zeitgenössischen Philosophie, etwa in der analytischen Philosophie oder dem (Post-)Strukturalismus, eine tiefe Scheu vor ontologischen Festlegungen zu beobachten, die als naiv, unverantwortlich oder überholt verdächtig erscheinen. Unter Vermeidung ontologischer Positionen zieht man sich gern auf strukturtheoretische, sprachanalytische oder diskurstheoretische Überlegungen zurück. Es redet sich leichter über den Diskurs von Dingen als über die Dinge selbst. So wertvoll und interessant derartige Untersuchungen sein können, wird doch eine konsequent ontologievermeidende Haltung unserem kategorial bedingtem Bedürfnis nach Ontologisierung und Wahrheitserlebnissen nicht gerecht, und es droht die Gefahr, dass der wirkliche Weltbezug in einer „ontophobischen“ Haltung verblasst oder verloren geht. Um es plakativ und mit Bezug auf unser Thema zu sagen: Essen ist zwar auch, aber nicht nur und nicht einmal in erster Linie ein Diskursphänomen. Erst im wirklichen Aufnehmen von Nahrung liegt seine volle Wirklichkeit und eröffnet sich seine tiefe symbolische Bedeutung.

⁸ Römer, H.: *Now, Factuality and Conditio Humana*, Feb. 2012
<http://arxiv.org/abs/1202.5748>, im Erscheinen

Beschränkung auf den Diskurs über Essen ist eine Form der „Kommunionverweigerung“ und stillt weder unseren physischen noch unseren seelischen Hunger.

Der als naiv und unfundiert denunzierte Wahrheitsanspruch kehrt übrigens in seltsam gebrochener Weise zurück in dem Pathos und in der Pose der Illusionslosigkeit, Strenge und mit allen Wassern gewaschenen Reflektiertheit mit dem „ontophobische“ Haltungen zusammen mit der Unterstellung ihrer Unhintergebarkeit vertreten werden.

Literatur der Gegenwart besteht in der Form eines vielfältig dissonanten Chores, in dem nicht nur lebende und tote Autoren in Wechselbeziehung zueinander stehen, sondern in den sich auch Literaturkritiker und Literaturwissenschaftler gruppenweise bald mehr, bald weniger vernehmbar als zweite und dritte Stimmen neben dem eher stummen Leser einbringen. Ihr Beitrag hat in den letzten beiden Jahrhunderten deutlich an Hörbarkeit und Bedeutung gewonnen, die weit über eine bloß begleitende Kommentierung des literarischen Schaffensprozesses hinausgeht. Der einflussreichen zeitgenössischen strukturalistischen, poststrukturalistischen oder postmodernen Literaturtheorie ist bei aller Vielfalt eine Abneigung gegen essentialistische oder substantialistische Haltungen gemeinsam. In die Kritik ist dabei insbesondere die Instanz des schöpferischen Autors getreten, der einerseits durchaus im Zentrum der Reflexion über Literatur steht und dem von einer konstruktivistischen Grundeinstellung her ein Vorschuss von Interesse und Wohlwollen sicher ist, der aber andererseits selbst als Konstrukt in einem systemischen Netz entlarvt wird.

Roland Barthes' ⁹ berühmtes Diktum von „*Tod des Autors*“ ist zu einem Banner geworden, hinter dem sich ein großer Teil der poststrukturalistischen Literaturtheorie versammelt. Im „*Tod des Autors*“ klingt vermutlich Nietzsches Tod Gottes nach. In der Tat richtet sich der Angriff auf einen gottähnlich aus souveräner eigener Kraft schöpferischen Autor: Der Text ist nach R. Barthes keine Botschaft eines „Autor-Gottes“, sondern ein „Gewebe von Zitaten, die aus tausend Brennpunkten der Kultur stammen“ ¹⁰

Ganz konsequent wird zusammen mit dem Autor auch das Subjekt überhaupt als Konstrukt denunziert und dem Prozess der Dekonstruktion unterworfen.

Es würde dem wahrhaft lebendigen, niemals zu Ruhe und Stillstand kommenden Denken Barthes' nicht gerecht, wenn man ihn lediglich mit dem „*Tod des Autors*“ identifizierte. Im Gegenteil sucht dieser leidenschaftlich das Leben suchende Denker immer neue Ufer auf, schon indem er mit dem Geschäft der Dekonstruktion niemals Halt macht. ¹¹ Er verdient allerdings besondere Beachtung als Zentralgestalt der poststrukturalistischen Literaturtheorie.

Es ist sicher völlig sachgemäß und entspricht auch ganz unserer oben entwickelten Auffassung, den Ursprung des Schöpferischen in der Literatur nicht allein in das Individuum des Autors, sondern in einen umgreifenden Zusammenhang zu verlegen. Dieses Umgreifende wird im Poststrukturalismus im Allgemeinen mit der menschlichen Gesellschaft und Kultur identifiziert. Wir neigen dazu, den Kreis noch weiter zu ziehen und auf das Weltganze und die Gesamtheit des menschlichen Weltbezuges auszudehnen.

Das, worin der Autor bei seinem Tod aufgeht, wird in der poststrukturalistischen Literaturtheorie gewöhnlich als der „Text“ bezeichnet. Wir haben bereits erwähnt, dass das Werk dem Autor gegenüber ein erstaunliches Eigenleben annehmen kann, aber diese Beobachtung wird nun dahin gehend radikalisiert, dass der Autor völlig in und nicht nur hinter der Struktur des Textes verschwindet. R. Barthes spielt eine Weile mit dem Gedanken, anstelle des Autors den Leser als zentrale Verdichtungsort einzusetzen, in dem die Fäden der Textstruktur zusammenlaufen: ¹²

⁹ Ette, O.: *Roland Barthes, zur Einführung*, Junius Verlag, Hamburg 2011, ISBN 978-3-88506-694-1

¹⁰ Zitiert nach Ette, O.: l.c. S. 86

¹¹ Ette, O.: l.c. besonder Kapitel 3, SS 123ff

¹² Zitiert nach Ette, O.: l.c. S 86f

„Ein Text ist aus vielfältigen Schriften (écritures) gemacht, die aus mehreren Kulturen stammen und miteinander in einen Dialog, eine Parodie, eine Infragestellung eintreten; aber es gibt einen Ort, wo diese Vielfalt sich vereinigt und dieser Ort ist nicht, wie man bislang sagte, der Autor, sondern der Leser (...); er ist nur dieser jemand, der innerhalb eines selben Feldes alle Spuren vereinigt hält, aus denen das Geschriebene gemacht ist.“

An den Gedanken, dass der Text auch im Leser entsteht, hat man sich natürlich längst gewöhnt, aber hier erscheint er in charakteristisch radikalisierte Form. Es besteht aber kein Grund, mit der Dekonstruktion an dieser Stelle Halt zu machen. Auf den Tod des Autors folgt der Tod des Lesers, der ebenfalls im Text aufgeht. Es wäre nicht schwer, den Faden in dieser Weise fortzuspinnen und „weiter im Text“ auch vom „Tod des Textes“ durch Aufgehen im kulturell-gesellschaftlichen Zusammenhang zu theoretisieren.

In seiner eindrucksvollen Monographie „Le Plaisir du Texte“ variiert R. Barthes das Motiv vom Verschwinden des Autors im Text in immer neuen Wendungen. „Plaisir du Texte“ bedeutet sowohl „Lust am Text“ als auch „Lust des Textes“, eine die Selbständigkeit des Textes betonende Doppeldeutigkeit, die im deutschen Titel¹³ nicht zum Ausdruck gebracht werden kann. Hören wir ein charakteristisches Beispiel:¹⁴

„Text heißt Gewebe; aber während man dieses Gewebe immer als ein Produkt, einen fertigen Schleier aufgefasst hat, hinter dem sich mehr oder weniger verborgen der Sinn (die Wahrheit) aufhält, betonen wir jetzt bei dem Gewebe die generative Vorstellung, dass der Text durch ein ständiges Flechten entsteht und sich selbst bearbeitet; in diesem Gewebe -dieser Textur- verloren, löst sich das Subjekt auf wie eine Spinne, die selbst in den konstruktiven Sekretionen ihres Netzes aufginge...“

Die suggestive Kraft dieser Spinnennetzmetapher ist wirklich „bestrickend“. Die Schwächen ihrer antisubstantiellen, strukturfixierten Stoßrichtung zeigen sich dort, wo sie nicht ganz aufgeht:

Das Netz ist eine auf ein Äußeres angelegte Fangvorrichtung. Es ist nicht selbsttragend, sondern bedarf zu seinem Funktionieren einer äußeren Verankerung, es ist nicht raumfüllend, sondern wesentlich zweidimensional. Zudem löst sich die Spinne keineswegs in ihrem Netz auf, sondern verharrt lauernd im Zentrum ihrer Fanganlage.

Hier zeigt sich das bereits angedeutete Dilemma der poststrukturalistischen Literaturtheorie: Eine „ontophobische“ Grundhaltung schwächt den Seinsbezug und läuft Gefahr, das eigentliche Faszinosum eines Kunstwerkes, nämlich das Hereinbrechen von „wirklicher Wahrheit“ zu verfehlen.

Bewegend ist Barthes' leidenschaftliches Streben nach Berührung mit der „vie vivante“, dem „lebendigen Leben“, dem er in seinem „Lebenswerk“ in allen mannigfaltigen Erscheinungen und Spielarten nachspürt. Indessen haftet diesen Bemühungen aus meiner Sicht immer ein Element tragischer Selbstvereitelung an. Ohnehin steht jedes theoretische Bemühen um einen Bereich der Wirklichkeit immer unter dem Dilemma der Unverträglichkeit oder - in unserer Terminologie- Komplementarität von Distanz und Teilhabe, Klarheit und Ergriffenheit, Kritik und Genuss. Dieses Dilemma wird aber durch eine ontophobische Haltung noch weiter bis zum Zerreißen verschärft. Was vielleicht noch bleibt, ist die Hoffnung, dass sich das durch Anstreben Verlorene irgendwie auf paradoxe Weise in seinem Entzug doch noch ereignet: „So Entzognes ist am meisten dein.“¹⁵

Unser Quantenmodell könnte einen Ausweg aus dem strukturalistischen Dilemma weisen: Ein Quantensystem ist nicht so einfach in seine Teile zerlegbar wie etwa ein System der Klassischen Physik. Vielmehr besteht zwischen den Teilen eines Quantensystems durchaus ein engeres Verhältnis bis hin zu wechselseitiger Konstituierung, das sich in nicht-kausalen, durch die Gestalt des Gesamtsystems vermittelten Verschränkungskorrelationen zwischen

¹³ Barthes, R.: *Die Lust am Text*, aus den Französischen von Traugott König, Frankfurt/M 1974

¹⁴ Barthes, R., l.c. S. 94

¹⁵ Rilke, R.M.: *Sonette an Orpheus* 2, XXII

seinen Teilen äußert. Im Gegensatz zur Sicht eines überspitzten Strukturalismus lösen sich die Teilsysteme aber keineswegs im Gesamtsystem auf. Im Gegenteil wären die Verschränkungskorrelationen ohne den Fortbestand der Teilsysteme gar nicht möglich. Es besteht also die Möglichkeit, gelassen das Gleichgewicht zwischen enger wechselseitiger Bezogenheit und Fortexistenz der Teilsysteme im Auge zu behalten. In einfachen Worten: Für ein noch so komplexes Quantensystem bedeutet Struktur zu *haben* nicht Struktur zu *sein*. Je nachdem, wie weit man die Grenzen des betrachteten Systems zieht, eröffnen sich für die Literaturtheorie verschiedene gleichermaßen legitime, interessante und aufschlussreiche Fragestellungen, zum Beispiel:

-*Werkästhetik* befasst sich mit den wechselseitigen Beziehungen der Teile eines (literarischen) Kunstwerkes.

-*Produktionsästhetik* untersucht die Beziehungen zwischen dem Autor und seinen Werken. Das eigenartige Phänomen der Emanzipation des Werkes von seinem Autor ist ein möglicher Gegenstand der Produktionsästhetik.

-*Wirkungsästhetik* hat die Beziehung zwischen Werk und Leser oder Kritiker zum Gegenstand. Hierhin gehört unter anderem die Frage, in wieweit ein Werk erst in der Aufnahme durch den Leser entsteht.

-*Rezeptionsästhetik* befasst sich mit den Wechselbeziehungen zwischen Kunstwerken und menschlicher Gesellschaft. Hierhin gehören beispielsweise Analysen über die Bedeutung von Strömungen der Kunsttheorie und Philosophie oder mentalitätsgeschichtliche Betrachtungen.

In all diesen Systemen sind neben den durch kausale Einwirkungen vermittelten Beziehungen nicht-kausale, verschränkungsartige Korrelationen zwischen den Teilen der Systeme von besonderem Erkenntnisinteresse. Wir erinnern daran, dass Verschränkungskorrelationen den Teilsystemen Freiheit in dem Sinne lassen, dass der Gesamtzustand eines quantenartig konstituierten Systems nicht starr die Zustände seiner Teile determiniert. Diese Freiheitsartigkeit in der Wechselbeziehung der Teile ist gerade für ästhetische Betrachtungen entscheidend¹⁶. Sie ist auch der wesentliche Grund dafür, dass gerade bei groß gelungenen ästhetischen Gebilden in ihren Innen- und Außenbeziehungen immer ein geheimnisvoll faszinierendes, unauflösbar ängstliches Element zu walten scheint. Der ästhetische Aspekt in der Betrachtung von literarischen Kunstwerken, dessen Bedeutung wir schon durch die Benennung der vier genannten Fragestellungen als Ästhetik betonen wollten, ist traditionell das Hauptinteresse bei der Untersuchung von Kunstwerken, scheint aber in der zeitgenössischen Literaturtheorie ein wenig in den Hintergrund getreten zu sein. Ein Blick auf die Geschichte der Literaturwissenschaft zeigt, dass eine ausgewogene, möglichst alle Aspekte berücksichtigende Haltung eher die Ausnahme war. Vielmehr ergibt sich ein Bild wechselnder in jeweils anderer Weise einseitiger, durchaus modisch bedingter Schulen und Strömungen. Es stehen klassizistisch-normative, ethisch-pädagogische, marxistische, psychoanalytische, hermeneutische und eben auch poststrukturalistische Sichtweisen teils in Konkurrenz zueinander teils lösen sie einander ab. Diese Wechseltendenz hat sich in dem Maße verstärkt, wie Theorie und Kritik immer enger mit der literarischen Produktion verflochten sind.

Das kreative Potential von Einseitigkeiten und Überspitzungen liegt auf der Hand:

-Der Mensch fühlt sich im weiten Möglichkeitsraum verloren. Schon das Existenzial der Faktizität drängt ihn zu Festlegung und Stellungnahme. Auch kann der Bildhauer seinen

¹⁶ Näheres dazu in der unter Anmerkung 6 genannten Arbeit sowie bei Fülleborn, U. Römer, H.: "*Verschränkung*": Ist Rilkes poetische Welt quantenmechanisch beschreibbar? Anregung zu einem interdisziplinären Dialog", in: Festschrift für August Stahl; Andrea Hübener, Rätus Luck, Renate Scharffenberg, Erich Unglaub, William Waters (eds), Verlag Peter Lang, Frankfurt 2009

Meißel nicht überall zugleich ansetzen. Jeder Schöpfungsprozess ist Entscheidung und bedeutet Preisgabe von Möglichkeiten.

-Ein Banner, hinter dem sich Gleichgesinnte versammeln, bündelt kreative Kräfte im verschränkten Wechselspiel von Gleichklang und Wettstreit.

-Eine überspitzte Position ist wie ein grellfarbendes Banner mit besonderer Versammlungskraft. Die gemeinsame Verteidigung einer nicht sogleich einleuchtenden, eher willkürlichen Position hat ihren eigenen Reiz und setzt kreative Potenzen frei. Man denke nur an die Fruchtbarkeit des bei genauerer Betrachtung eher abwegigen kubistischen Manifests.

-Die lebenssteigernde Faszination und Bindungskraft von Moden und Posen ist groß, größer oft als die von Inhalten. Auch Roland Barthes hat sich tiefgründig mit ihr beschäftigt.¹⁷

Über dem kreativen Potential von Einseitigkeiten sollten ihre Schwächen und Nachteile allerdings nicht vergessen werden. Sie erscheinen dem Besonnenen unweise und wirken, zumindest im Nachhinein, oft geradezu absurd, sobald ihr modischer Zauber verblasst ist. Die besondere Problematik einer poststrukturalistischen Position liegt wohl, wie bereits ausgeführt, in ihrer Ontologiescheu und damit in der Gefahr des Verlustes von eigentlich angestrebtem Weltbezug. Dies ist besonders dann der Fall, wenn sich eine strukturalistische Haltung, wie es nicht notwendig aber oft geschieht, mit einer Pose der überlegenen, distanzierten Kühle verbindet. Frostiges „nihil admirari“ oder „Schwindsucht“ des Autors und Schöpfers sind das Gegenteil von Ergriffenheit, Staunen und Bewunderung und sind der Steigerung des schöpferischen Lebens nicht wirklich förderlich. Sie nähern sich zu leicht, um auf unser Thema „LebensMittel“ zurückzukommen, der Haltung einer „Kommunionverweigerung“ oder, in klinischer Terminologie, einer anorektischen Essstörung. Der chronisch Nüchterne isst und trinkt nicht.

Danksagung

Ich danke Ottmar Ette, Yvette Sánchez und Veronika Sellier für die Einladung zur Tagung „LebensMittel“ in Romainmôtier und besonders für die Bereitstellung einer aufnahmebereiten und wohlwollenden Gesprächsatmosphäre, in der ich mich trotz meiner Außenseiterstellung als Physiker sehr wohl gefühlt habe.

¹⁷ Barthes, R.: *Système de la Mode*, Seuil, Paris 1967. Deutsch: *Die Sprache der Mode*, Übers. Brühmann, H., Suhrkamp, Frankfurt/M 1985